

Kinderwille, Elternwille

Arrangiertes Eheglück bei Georg Wilhelm Friedrich Hegel,
Arthur Schopenhauer, in der Sozialgeschichte und Literatur
des 19. Jahrhunderts

I. In Thomas Manns 1901 publiziertem Roman *Buddenbrooks* werden an zwei Stellen Ehen thematisiert, auf deren Schließung Eltern Einfluss nehmen. Eine überaus knappe Passage wirft einen Blick auf die gut situierte Familie Hagenström, zu der ein Cousin und eine Cousine gehören, die als »zwei weißgekleidete Kinder [...] schon jetzt so gut wie miteinander verlobt waren, denn das Huneus-Hagenströmsche Vermögen sollte nicht verzettelt werden.«¹ Breit entfaltet wird demgegenüber die Geschichte der Toni Buddenbrook, die von ihrem Vater zur Ehe mit dem Geschäftsmann Grünlich gedrängt wird. Nach langem Zögern willigt sie mit dem Gefühl ein, »berufen [zu sein], mit Tat und Entschluß an der Geschichte ihrer Familie mitzuarbeiten!«² Als Grünlich sich nach vier Jahren als Betrüger entpuppt und Bankrott anmelden muss, wird sie ihre Gefühle mit den Worten zusammenfassen: »Ich habe ihn niemals geliebt [...] er war mir immer widerlich.«³

Manns Roman führt Zusammenhänge vor, die für das 19. Jahrhundert sozialhistorisch belegt sind. Nach dem derzeitigen Stand der geschichtswissenschaftlichen Forschung zielen die Heiratsstrategien in den besitzenden Schichten auf die Erzeugung ›sozialer Endogamie‹.⁴ Europaweit existieren »Tendenz(en) zu Heiraten innerhalb eines bestimmten ›Kreises‹«,⁵ der insbesondere ökonomisch determiniert ist. Auch der Fall Toni Buddenbrooks verweist auf die Bildung von Familienallianzen, die geschäftliche Hintergründe haben. Die Familie Hagenström hingegen ist ein Beispiel für mit ökonomischen Erwägungen oft verbundene *familiale* Endogamie, die sich besonders in der Heirat zwischen Cousin und Cousine, aber auch zwischen Onkel und Nichte manifestiert. Eine Reihe empirischer Studien legt tatsächlich nahe, dass bei der Wahl der Ehepartner im 19. Jahrhundert die ›erweiterte‹ Verwandtschaft eine maßgebliche Rolle spielt,⁶ und entsprechende Heiratsstrategien erst um 1900 aus nicht restlos geklärten Ursachen kollabieren.⁷

An Manns Roman ist freilich nicht allein bemerkenswert, *dass* er bestimmte Phänomene thematisiert, sondern auch, *wie* er sie thematisiert. Die Handlung der *Buddenbrooks* spielt zwar mitten im 19. Jahrhundert, doch steht der Text selbst am Ende dieses Jahrhunderts, und zwar nicht allein zeitlich, sondern auch literatur- und mentalitätsgeschichtlich. Was Mann vorführt, ist eine ironische und distanzierte Verhandlung solcher Themen, die literarisch noch wenige Jahre zuvor mit großer Ernsthaftigkeit und einer Tendenz zu radikalen Lösungen dargestellt werden. Hierzu gehört auch die Frage nach dem Einfluss der Eltern auf die Ehestiftung. Dass die angestrebte Verheiratung der Hagenströmschen Kinder bei Mann leicht ironisch betrachtet wird, zeigt sich, als in der zitierten Szene die Ehe mit handfestem Gut in Verbindung gebracht wird, das sich als »Rührei mit Schinken«⁸ materialisiert. Nichts deutet daraufhin, dass das angekündigte Leben ein schlechtes sein wird. Auch das Schicksal Toni Buddenbrooks entzieht sich jeder dramatischen Übersteigerung. Tonis Charakter wird mit tiefer Ironie gezeichnet. Sie erscheint keineswegs als bloßes Opfer. Auch gesteht ihr der Text eine zweite Ehe zu, die sie aus eigenem Antrieb schließt und die ebenfalls ein desaströses Ende nimmt. Während noch Theodor Fontanes Effi Briest aus dem gleichnamigen Roman von 1894–95 von ihren Eltern zu früh verheiratet wird, Ehebruch begeht und nach der Scheidung auf seltsam unmotivierter Art stirbt,⁹ darf Toni Buddenbrook das Weiterleben nach der gescheiterten Ehe erproben. Der Unterschied zwischen dem Text Fontanes und dem nur sechs Jahre später publizierten Text Manns verweist auf die unterschiedlichen Präferenzen der Autoren, auf geschmackliche Unterschiede, aber auch auf grundlegende Verschiebungen in den literarischen Möglichkeiten sowie auf eine Neuordnung in der textuellen Verhandlung sozialer Phänomene.

II. Die Kluft, die Mann von Fontane trennt, lässt sich zunächst literaturhistorisch erklären. Trotz seiner unzweifelhaften Modernität nämlich schreibt Fontane noch im Rahmen eines literarischen Programms, das gewöhnlich als ›deutschsprachiger Realismus‹ bezeichnet wird und das uns später noch näher beschäftigen soll. Dieses Programm aber – das die Literaturproduktion zwischen ca. 1840 und 1890 beherrscht – ist bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein einem idealistischen Grundimpuls verpflichtet, nach dem eine geordnete Realität in der Kunst zur Anschauung gebracht werden müsse. Zwar werden Zweifel an dieser Konstruktion auch in den realistischen Texten selbst erkennbar, doch bleiben die Texte stützenden Mechanismen verpflichtet, zu denen nicht zuletzt eine moralische Weltwahrnehmung gehört, für die Verhaltensfehler Unglück nach sich ziehen und soziale Devianz gewöhnlich tödlich endet. Manns Perspektive, die zugleich ironisch und betont nüchtern versteckte menschliche Handlungsmotive, Banalitäten, Absurditäten und den Ekel des Alltags hervorbringt, ist ihnen daher weitgehend fremd.

Die literaturhistorische Interpretation muss um mentalitätsgeschichtliche Aspekte erweitert werden. Fragen, die noch Fontane, allgemeiner aber die Literatur seit dem späten 18. Jahrhundert beschäftigen, haben 1901 erkennbar an Dringlichkeit eingebüßt und driften langsam aus dem Blickfeld. Die Eltern scheinen am Übergang ins 20. Jahrhundert an Einfluss auf die Heiraten ihrer Kinder zu verlieren. In der Gegenwart hat sich, so scheint es, die Partnerwahl fast vollständig von elterlichen Strategien emanzipiert, wenn man von den Praktiken ethnischer ›Parallelgesellschaften‹ absieht, die zur Zeit verstärkte mediale Aufmerksamkeit erfahren.

Dass Ehen auch in der Literatur kaum mehr nach elterlichem Willen geschlossen werden, muss jedoch nicht allein ein Hinweis darauf sein, dass sich bestimmte Probleme in der sozialen Realität aufgelöst haben oder entschieden wurden. Möglicherweise verloren alternativ oder in Ergänzung hierzu nur bestimmte Problemlösungen an Überzeugungskraft und führten zu einem Verfall von Dichotomien. »Das bedrohte Ich«, hat Niklas Luhmann den historischen Prozess zu skizzieren versucht, »rettet sich in die Liebe [...]. So jedenfalls die Hoffnungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. [...] Sehr bald zeigt sich indes, [...] daß auch auf dieser Seite die Welt nicht in Ordnung ist. Die Passion der Liebe wird zur Pathologie des Familienlebens [...]«.¹⁰ Mit Worten, die an die *Buddenbrooks* erinnern, fährt Luhmann fort: »[W]enn die Kunst die Welt des Bürgers (jetzt) darstellt, dann in Formen, die von milder Ironie bis zu sarkastischer Parodie reichen.«¹¹ Wo die im späten 18. Jahrhundert positiv besetzte und mit zahlreichen Hoffnungen belastete Liebe selbst als defizient erkennbar wird, lässt der Druck auf das Andere der Liebe nach, zu dem nicht zuletzt die elterliche Einflussnahme auf die Partnerwahl zählt.

Nun sind mit der skizzierten Historisierung noch keineswegs alle interpretatorischen Schwierigkeiten verschwunden. Denn es ist zu fragen, wo die scharfe Dichotomie von Liebe und elterlicher Einflussnahme entsteht und welche Aussagekraft sie hat. Sie scheint im späten 18. und im 19. Jahrhundert in der Literatur nicht nur *unter anderem* vorzukommen, sondern *vor allem* eine Imagination der Literaten zu sein. Die literarischen Texte aber wirken über sich hinaus, indem sie nicht nur auf zeitgenössische Vorstellungen und Verhaltensweisen Einfluss nehmen, sondern noch das heutige Bild des späten 18. und 19. Jahrhunderts prägen und dabei mitunter den Blick auf jene Realität erschweren, welche die historische Forschung sichtbar macht. Damit soll nicht behauptet werden, dass literarische Texte von alltäglichen Lebensvollzügen vollständig abgekoppelt wären oder dass sie von weiteren Textsorten losgelöst existierten. Es ist jedoch zu vermuten, dass die Eigengesetzlichkeit der Literatur wie ihre Stellung im Gesamt der Textproduktion des späten 18. und 19. Jahrhunderts dazu führen, dass, was in der historisch rekonstruierbaren sozialen Praxis angelegt und lediglich literarisch reflektiert zu sein scheint, tatsächlich in einer Weise literarisch in Form gebracht wird, die man am ehesten mit Metaphern

der Schöpfung wie ›Erzeugung‹ oder ›Konstruktion‹ belegen kann. Die Literatur spiegelt daher nicht nur soziale Realität, sondern richtet sie auch in einer spezifischen Weise zu, und zwar mitunter so überzeugend, dass die Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit literarisch präfiguriert wird.

Im Folgenden wird die strikte Dichotomisierung von elterlichem Willen und der Liebe des Paares erstens mit Bezug auf sozialhistorisch beglaubigte Verhältnisse problematisiert. In einem zweiten Schritt wird die Analyse auf philosophische Entwürfe verlagert, die im 19. Jahrhundert eine *Verteidigung* der Einflussnahme von Eltern auf die Heiraten ihrer Kinder formulieren. Dabei wird das Lob der wohl stärksten Form elterlicher Einflussnahme – der arrangierten Ehe oder Konvenienzehe – im Zentrum stehen, das die philosophischen Antipoden Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Arthur Schopenhauer übereinstimmend anstimmen. Beide zeichnen nicht nur ein positives Bild der arrangierten Ehe, sondern auch ein kritisches der Liebe. Abschließend soll in einem dritten Schritt die Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der philosophischen Entwürfe betrachtet werden. In Philosophie und Literatur zeigen sich u. a. Versuche, die harte Differenz zwischen der Liebe und der Einflussnahme der Eltern zugleich zu behaupten *und* abzuschwächen.

Sozialgeschichtliche Perspektiven

Geschichtswissenschaftliche Analysen gehen vielfach von einem Gegenüber durch die Eltern beeinflusster oder arrangierter Ehen einerseits und der Liebesheirat andererseits aus. Auffällig ist dabei vor allem *ein* Narrativ, das für das 19. Jahrhundert eine Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen diagnostiziert und in eine Differenz von theoretischem Anspruch und sozialer Praxis übersetzt. Seit den 1970er Jahren¹² wird in der historiographischen Literatur angenommen, dass sich im 18. Jahrhundert die *Liebesehe* zu einem neuen Ideal entwickelt und vor allem im Bürgertum durchsetzt.¹³ Dennoch sollen arrangierte Ehen im 19. Jahrhundert und auch oder sogar¹⁴ im Bürgertum weiterhin existiert haben, sodass sich die soziale Praxis im Rücken des eigenen Anspruchs befand. »Die ›Liebesheirat‹ als Forderung des sich gegenüber dem Adel emanzipierenden Bürgertums«, notiert Michael Mitterauer, »war ein Ideal, das von jener Gruppe, die sie stellte, weitgehend selbst nicht realisiert wurde. Auch mit der Verbreitung der bürgerlichen Familienideale in der modernen Gesellschaft war keineswegs zugleich die Verwirklichung des Postulats verbunden.«¹⁵ »[O]bwohl fast jeder geradewegs auf die [...] gute Partie zusteuerte, galt es doch der Norm gerecht zu werden und zunächst die Liebe zu betonen«,¹⁶ heißt es bei Peter Borscheid, dem die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität sogar zu einer Diskrepanz wird, die

Individuen des 19. Jahrhunderts *bewusst* war. Der raschen und scheinbar auf wenig Widerstand stoßenden Durchsetzung eines neuen *Ideals* der Liebe steht die soziale *Praxis* hart und klar gegenüber, um sich ihm sukzessive anzunähern. Wo Ideal und Praxis auf ein Generationenverhältnis übertragen werden, ist man bei dem Stoff, aus dem Literatur gemacht wird.

Die konfrontative Logik hat allerdings eine Reihe von Schwächen. Wo sie als Gegenüberstellung von arrangierter Ehe und Liebesehe auftritt, ist sie bereits systematisch fragil, denn sie konfrontiert einen *Weg* der Eheanbahnung mit einer *Motivation* für dieselbe und erzeugt eine dichotomische Anordnung, die nicht völlig stimmig ist, weil sie Überschneidungen zulässt. »Auch ein selbstgewählter Partner muß nicht notwendig aus emotionalen Motiven ausgesucht worden sein. Umgekehrt schließt elterliche Mitsprache emotionale Beziehungen nicht unbedingt aus«,¹⁷ läßt sich das Problem knapp zusammenfassen. Es ist vor solchem Hintergrund nur konsequent, wenn neuere geschichtswissenschaftliche Arbeiten nicht die Motivation der Ehepartner in den Fokus rücken, sondern eine konsequente Beschreibung von Anbahnungsmodalitäten leisten. Als Folge werden etwa ein autoritäres Modell, ein gemeinde- oder milieuzentriertes Modell und ein liberales Modell der Paarbildung unterschieden.¹⁸

Sozialhistorisch ist die strikte Gegenüberstellung von Eltern und Kindern auch deshalb fragwürdig, weil sie die zahlreichen, jedoch schwierig zu klassifizierenden Zwischenlösungen aus dem Blick zu drängen droht, die in der sozialen Realität des 19. Jahrhunderts häufig, wenn nicht die Regel waren. Zu nennen ist an dieser Stelle insbesondere der ›bürgerliche‹ Kompromiss, die Wahl der Ehepartner den Individuen zu überlassen, die für die Ehe in Frage kommenden Partner vorher jedoch genau zu selektieren und ihre Anzahl zu verknappen. Dafür eignen sich spezielle ›Umschlagplätze‹ wie Familienfeiern, Bälle, Konzerte oder Kuraufenthalte, wo gerahmte Kontakthanbahnungen möglich sind.¹⁹ Anders als die emphatischen Beschreibungen ›romantischer Liebe‹ der 1790er Jahre nahe legen, ist dieses Modell durchaus sinnvoll, weil die Liebe vielfach nur imaginär den ›Einen‹ oder die ›Eine‹ verlangt und entsprechend nur imaginär ausschweifende Suchbewegungen nötig macht. Um Liebe zu aktualisieren, ist es selten nötig, die Welt in einer Weise zu durchstreifen, wie dies in romantischen Romanen geschieht. Vielmehr vermögen sich romantische Gefühle auch in limitierenden Kontexten zu entfalten.

Insgesamt stellt sich vor solchem Hintergrund die Frage nach den Motiven der Partnerwahl neu. Die Dichotomisierung von Liebe und Zwang/Kalkül/Besitz verdeckt, wie sehr zwischen den einzelnen Kategorien nicht nur Gegnerschaft, sondern auch Komplizenschaft möglich ist. Selbst wo liberale Strategien der Partnerwahl vorherrschen und Raum für die Liebe gegeben ist, zeigt sich so eine bis in die Gegenwart auffällige ›Schichtspezifik der Ehen‹²⁰ und damit eine Durchdringung von Liebe und

materiellem wie kulturellem Kapital. Die Signifikanz dieses Faktums wird bereits in der einflussreichen Studie Peter Borscheids deutlich, die schon 1983 zu ermitteln versucht, welchen Einfluss das ›Romantische auf die Partnerwahl des 19. Jahrhunderts‹ hatte, und ihn als gering einstuft. Borscheid analysiert die Frage, inwiefern romantische Liebe *gelebt* worden ist, anhand der Besitzverhältnisse von sich Verheiratenden in der Stadt Nürtingen und stellt eine durch das 19. Jahrhundert gleichbleibende ›ökonomische Endogamie‹ fest. Partner finden sich demnach im Rahmen ähnlicher Besitzverhältnisse, was für Borscheid bedeutet, dass ›romantische‹ Kriterien bei der Partnerwahl kaum beachtet worden seien. Der von den Romantikern beschworene ›Zufall‹ lässt sich bei der Wahl von Partnern statistisch nicht nachzeichnen. So interessant Borscheids Befunde sind, geben sie doch zu der Frage Anlass, inwiefern mit ihnen ›romantische‹ Muster der Partnerwahl analysiert werden können.²¹ Borscheid legt seiner Untersuchung schlicht jene Rhetorik zugrunde, welche die literarische und philosophische Inszenierung romantischer Liebe auszeichnet. Bereits eine Lektüre der romantischen Texte der 1790er Jahre spricht jedoch dafür, diese Rhetorik von Anfang an als übersteigert bzw. an Prämissen orientiert anzusehen, welche die Unbedingtheit der Liebe kontextualisierend begrenzen. Nicht zuletzt schränkt die romantische Suche nach Wesensgleichheit faktisch den Kreis der in Frage kommenden Partner ein. Sie enthält ein *soziales* Moment, das etwa in Friedrich Schlegels berühmter *Lucinde* (1799) kaum zu übersehen ist.

Eine Sozialgeschichte der ›romantischen‹ Liebe hat diese als ein Emergenzphänomen zu betrachten. Die scharfe Dichotomie zwischen Ökonomie und Liebe erscheint vor solchem Hintergrund verfehlt. Romantische Partnerwahl muss nicht eine gegenüber der Ökonomie vollständig indifferente Wahl bedeuten, sondern eine Wahl auf der *Basis* der Ökonomie – was oft heißen mag: gesicherter ökonomischer Verhältnisse –, die das Individuum gleichwohl als *freie* Wahl empfindet und die den Kriterien von Gefühl und sexueller Attraktion verpflichtet ist. Die Betonung verschiebt sich von der Zufälligkeit der Liebe als einem objektiven Faktum hin zur mehr oder weniger berechtigten subjektiven Empfindung von Freiheit. Die Liebeswahl wird mithin nicht von objektivierbaren Faktoren entkoppelt und mit völliger Ungebundenheit gleichgesetzt. Sie muss sich jedoch als reale Wahl zwischen einer Mehrzahl von Alternativen vollziehen, um das Kriterium des Romantischen zu erfüllen. Dem entspricht, dass ethnologische Studien mittlerweile indizieren, dass selbst »in einem rigiden System sozialer Regulierung und Kanalisierung [...] ein paar Dutzend individuelle Wahlmöglichkeiten [genügen], damit [...] ›Romantische Liebe‹ [...] aktualisiert werden kann.«²²

Philosophische Entwürfe

I. Ein weiteres Problem, das sich mit dem Narrativ von der Propagierung des neuen Eheideals und seiner verzögerten Umsetzung verbindet, besteht in der Tatsache, dass in Texten diese Propagierung nicht zeitgleich einsetzt. Gerade in theoretischen, und zwar speziell philosophischen Texten nämlich ist die positive Besetzung der elterlichen Einflussnahme auf die Eheschließung widerstandsfähiger als man zunächst vermuten würde. Allerdings tritt sie im 19. Jahrhundert vielfach mit defensivem Gestus auf. Der Rechtsphilosoph Friedrich Julius Stahl beispielsweise hält in seiner in dritter Auflage erschienenen *Philosophie des Rechts* noch 1854 fest, die »Anziehung der Individualität« sei nur *ein* möglicher Grund der Ehe neben »Sinnlichkeit, elterliche(r) Autorität« und »Standesrücksichten [...]«. ²³ Die Multiplikation der Ehegründe, die Stahl vorführt, zeugt bereits davon, dass er durch die Eltern beeinflusste Ehen nicht mehr propagiert, sie aber gleichwohl akzeptiert. Wie andere Autoren des 19. Jahrhunderts ²⁴ glorifiziert Stahl die Ehe als Institution und lässt das Problem ihrer Anbahnung und der Partnerwahl als sekundär erscheinen.

Auch in Texten von führenden zeitgenössischen Philosophen findet sich das Lob elterlicher Einflussnahme auf die Gattenwahl und sogar von Ehen, die von den Eltern *vollständig* arrangiert werden. Bezeichnenderweise erfolgt diese positive Bewertung unabhängig von den jeweiligen philosophischen Positionen und Programmen. Bekannt ist v. a. die Feststellung Georg Wilhelm Friedrich Hegels, der 1820 in den *Grundlinien der Philosophie des Rechts* einen möglichen Ausgangspunkt der Ehe in der »Vorsorge und Veranstaltung der Eltern« sieht und mit der »besondere[n] Neigung« ²⁵ der Ehepartner vergleicht. Hegel kommt zu dem Schluss, dass eine Ehestiftung durch die Eltern »als der sittlichere« ²⁶ beider Wege angesehen werden könne und daher philosophisch grundsätzlich zu präferieren sei. Zwar betont er, dass als Grund der Ehe stets »die freie Einwilligung der Personen [...], eine Person auszumachen« sei. ²⁷ Eine von den Eltern getroffene Wahl darf demnach nicht *gegen* die Ehepartner durchgesetzt werden. Auch Liebesehen sind zu akzeptieren. Dennoch scheinen ihm vor allem solche Ehen als sittlich hochwertig, bei denen »die Veranstaltung der wohlgesinnten Eltern den Anfang macht und in den zur Vereinigung der Liebe füreinander bestimmten Personen hieraus, daß sie sich, als hierzu bestimmt, bekannt werden, die Neigung entsteht«. ²⁸

Um zu verstehen, weshalb Hegel die von Eltern arrangierte Ehe als besonders sittlich wahrnimmt, muss man skizzieren, wie er die Ehe im Allgemeinen begreift und wie er jene Liebe beschreibt, die der *Liebesehe* vorausgeht und sich *ohne* Zutun der Eltern bildet. Hegel bestimmt die Ehe als »rechtlich sittliche Liebe [...], wodurch das Vergängliche, Launenhafte und bloß Subjektive [... der vor- oder außerehelichen Liebe] verschwindet«. ²⁹ Nicht ehelich verfasste Liebe aber ist ihm »Liebe, wel-

che Empfindung ist« und welche »die Zufälligkeit in jeder Rücksicht zu[lässt ...]«. ³⁰ Die Ehe vollzieht für Hegel daher eine Läuterung, wenn sie bereits bestehenden Beziehungen ihre Kontingenz nimmt, ihre Subjektivität in Objektivität verwandelt und die reine Empfindung in ein vernünftiges, pflichtbesetztes wechselseitiges Verhältnis transformiert.

Hegels Misstrauen gegen nichteheliche Lieben richtet sich mithin gegen das, was er in der *Rechtsphilosophie* das »subjektive [...] Prinzip der modernen Welt« ³¹ nennt. Damit meint er – wie die auf der Basis von Vorlesungsmitschriften rekonstruierten und 1835 posthum herausgegebenen *Vorlesungen über die Ästhetik* verdeutlichen – vor allem einen Mangel an »Allgemeinheit« ³² in subjektiven Entscheidungen. Hegels Perspektive ist dabei nicht zuletzt literarisch präfiguriert. ³³ Er bedient sich einer Rhetorik, die offenkundig noch geschichtswissenschaftliche Studien des 20. Jahrhunderts, wie beispielsweise diejenige Borscheids, inspiriert. ³⁴ »In der romantischen Liebe », vermerkt eine berühmte Stelle, »dreht sich alles nur darum, daß *dieser* gerade *diese*, *diese diesen* liebt. Warum es just nur dieser oder diese Einzelne ist, das findet seinen einzigen Grund in der subjektiven Partikularität, in dem Zufall der Willkür«. ³⁵ Mögen in der *Liebesehe* nun die Partikularität und die Willkür der Liebe überwunden werden, scheint diese Ehe – wird man Hegel auslegen dürfen – doch durch die Zufälligkeit der vorehelichen Beziehung verschattet. An dieser systematischen Stelle aber erweist sich der besondere Wert der Konvenienzehe, die den objektiven Charakter der Ehe in klarer Weise zur Anschauung bringt. Begründet wird die Konvenienzehe nicht durch die Neigung zweier Individuen füreinander, sondern durch die in den Eltern personifizierte Vernunft der bestehenden Sozialordnung. Dies verhindert die Kontaminierung der Verbindung durch zufällige Neigungen.

II. Arthur Schopenhauer war nicht nur in der Wahrnehmung der Nachwelt, sondern auch dem eigenen Selbstverständnis nach der Antipode Hegels. Seine Ablehnung der Hegelschen Philosophie schlug sich bekanntlich nicht nur schriftlich nieder, sondern verschuf sich auch lebensweltlich Ausdruck. Schopenhauers Versuche, zwischen 1820 und 1831 an der Berliner Universität *gegen* Hegel Philosophie zu lehren, scheiterten freilich desaströs. Nur im ersten Semester im Sommer 1820 fand eine Veranstaltung statt. ³⁶ Ansonsten blieb es bei Ankündigungen. Schopenhauers Strategie, stets parallel zu Hegel zu lesen, verhinderte konsequent, dass er Zuhörer hatte. Nun gehört es zu den Ironien der Philosophiegeschichte, dass Schopenhauer mit Hegels Einschätzung der Konvenienzehe übereinstimmt. Tatsächlich ist er wahrscheinlich der letzte bekannte Philosoph, der – rund zwanzig Jahre nach den zitierten Ausführungen Hegels – ein *energisches* Lob dieser Eheform formuliert und Hegel in seinen Formulierungen an Deutlichkeit noch übertrifft. Schopenhauers Begründung ist indes derjenigen Hegels diametral entgegengesetzt. Nach ihm handelt es sich bei

der Konvenienzehe um keine grundsätzlich sittliche Institution. Ihr Wert entspringt vielmehr der *Defizienz* der Ehe als solcher. Die Konvenienzehe erweist sich daher nicht als das Bessere des Guten, sondern als das Bessere des Schlechten. Verglichen mit der Liebesheirat erscheint sie als das kleinere von zwei Übeln.

Erneut muss zunächst geklärt werden, wie über Liebe gedacht wird.³⁷ Schopenhauer ist als Philosoph einer geschlechtlichen Begierde bekannt, die sich in unablässigem Drängen ihren Weg bahnt. »[A]lle Verliebtheit«, heißt es 1844 im Kapitel *Metaphysik der Geschlechtsliebe* im Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung*, »wurzelt allein im Geschlechtstriebe«. ³⁸ Liebe sei, so notiert er weiter, »Befriedigung des Geschlechtstriebes«³⁹ bzw. die Vorbereitung dieser Befriedigung durch die Bildung von Paaren. Diese Befriedigung aber stehe nicht im Dienst der Liebenden, sondern des dabei gezeugten Individuums und insgesamt der kommenden Generationen.

Wer der Liebe verfällt, ist für Schopenhauer ein Spielball des ›Willens‹, der in seinem philosophischen System das grundlegende Existenz- und Lebensprinzip darstellt. Der Wille suggeriert den Liebenden, sie würden bei der Paarung Eigeninteressen verfolgen. Liebe ist daher eine Täuschung, welche die Gattung inszeniert, um den eigenen Fortbestand zu sichern.

Es sind die Heftigkeit der geschlechtlichen Begierde und ihr täuschender Charakter, die für Schopenhauer den Wert der Konvenienzehe begründen. Denn er ist sicher, dass es in der Liebe – ohne dass die Liebenden selbst dessen gewahr würden – nur um die Zeugung einer möglichst potenten Nachfolgeneration geht. Mit dem Vollzug des Paarungsaktes verfliege die Liebe und ihre illusionistische Kraft werde offenbar. Weil sie den Liebenden lediglich vortäuscht, es ginge um *sie*, folgt der Befriedigung der Begierde Ernüchterung. Sie droht desaströs zu sein, wenn sich die Liebenden in den institutionellen Rahmen einer Ehe eingespannt finden, die allein auf der Begierde fußt. Wo in der Ehe flüchtige Begierden auf Dauer gestellt werden, stürzen sich die Individuen ins Unglück. Nur dort, wo etwas anderes als Begierde – was für Schopenhauer heißt: etwas anderes als ›Liebe‹ – die Verbindung fundiert, führt sie nicht zur Verelendung. In Schopenhauers Worten:

Ehen aus Liebe werden im Interesse der Gattung, nicht der Individuen geschlossen. Zwar wähnen die Beteiligten ihr eigenes Glück zu fördern: allein ihr wirklicher Zweck ist ein ihnen selbst fremder, indem er in der Hervorbringung eines nur durch sie möglichen Individuums liegt. [...] Aber sehr oft wird das durch jenen instinktiven Wahn, welcher das Wesen der leidenschaftlichen Liebe ist, zusammengebrachte Paar im Uebrigen von der heterogensten Beschaffenheit seyn. Dies kommt an den Tag, wann der Wahn, wie er nothwendig muß, verschwindet. Demgemäß fallen die aus

Liebe geschlossenen Ehen in der Regel unglücklich aus: denn durch sie wird für die kommende Generation auf Kosten der gegenwärtigen gesorgt. [...] Umgekehrt verhält es sich mit den aus Konvenienz, meistens nach Wahl der Eltern, geschlossenen Ehen. Die hier waltenden Rücksichten [...] sind wenigstens reale, die nicht von selbst verschwinden können. Durch sie wird für das Glück der Vorhandenen, aber freilich zum Nachtheil der Kommen- den, gesorgt [...].⁴⁰

III. Die Überlegungen Schopenhauers und Hegels verweisen auf ein Schisma im Liebesdiskurs des 19. Jahrhunderts. Ihre Liebesentwürfe beziehen sich auf jeweils unterschiedliche, tatsächlich exakt entgegengesetzte Referenzpunkte. Schopenhauers Referenz wird man mit dem Begriff der ›Natur‹ belegen können. Hegels Ausführungen sind demgegenüber an einer Vorstellung von ›Gesellschaft‹ oder ›Sozialität‹ orientiert. Liebe heißt für den ersteren Fortpflanzung und ist damit sozialen Stabilisierungen fast vollständig entrückt. Sein Misstrauen gegenüber der Geschlechtsliebe gilt einem das Individuum in Besitz nehmenden und täuschenden (Fortpflanzungs-)Drang. Für Hegel hingegen besteht das Problem der Liebe in ihrer Zufälligkeit und ihrem Mangel an sittlicher Substanz, der auszugleichen ist und die Liebe in einem fast physikalischen Sinne auf die *Ehe* hin orientiert. Auch dort, wo die Liebe temporär als ›außersozial‹ oder sogar ›gegensozial‹ erscheint, bleibt sie daher auf die Gesellschaft bezogen und mündet in sie. Damit wird sie letztlich in den Dienst der bestehenden Sozialordnung gestellt. Zwischen den beiden philosophischen Positionen aber öffnet sich ein Feld, das auf vielfache Weise besetzt werden kann.

Literarische Wege

I. Die deutschsprachige Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird durch die philosophischen Entwürfe mit konturiert. Sie ist unverkennbar dem Einfluss der Hegelschen Philosophie verpflichtet, obwohl deren Gedanken von den Schriftstellern vielfach nur gebrochen und vermittelt wahrgenommen werden.⁴¹ Ab den 1860er Jahren sehen sich die Autoren zudem vermehrt mit Schopenhauer konfrontiert, der in den 1870er Jahren nachgerade zu einem »Modephilosophen des Bürgertums«⁴² wird. Dennoch leistet die Literatur nicht schlicht eine Ausschreibung der Philosophie. Am Beispiel der Konvenienzehe zeigt sich vielmehr, dass trotz der Tendenz zur Annäherung grundlegende Unterschiede zwischen philosophischen und literarischen Texten bestehen.

Bei der Beschreibung der Literatur zwischen ca. 1840 und 1890 sind zwei Aspekte hervorzuheben. Erstens handelt es sich um Texte, die eine ihnen vorgängige reale

Welt darzustellen beanspruchen. Dies bedeutet nicht eine schlichte Duplizierung der empirischen Realität, welche die realistischen Autoren und Programmatiker selbst als ›Naturalismus‹ oder ›Realismus‹ ablehnten. Vielmehr soll das Dargestellte als real vorstellbar und – um eine Kategorie der Aufklärungspoetik zu bemühen – ›wahrscheinlich‹ sein. Zweitens gibt sich diese Literatur als *bürgerlich*, was zum Teil ihre Verbindungen zur Philosophie erklärt.

Die *Differenz* zwischen Literatur und Philosophie wird seit dem späten 18. Jahrhundert als eine zwischen dem philosophischen Interesse an der analytischen Durchdringung allgemeiner Gesetze des Seins und der literarischen Erzählung möglichst faszinierender individueller Schicksale fassbar. Tatsächlich firmiert die Literatur im deutschsprachigen Raum spätestens seit ca. 1770 als primäres Medium von Individualität. Dies gilt nicht nur, weil sie aufgrund der narrativen Organisation besonders geeignet ist, Einzelschicksale darzustellen, sondern auch, weil sie das individuelle Schicksal als einen reizvollen Stoff entdeckt. Die Ausrichtung am einzelnen Leben aber schließt ein Interesse am Ungewöhnlichen und Abweichenden mit ein, das die philosophischen Reflexionen nicht im selben Maße prägt. Eine strikte Differenz zwischen Philosophie und Literatur anzunehmen kann freilich unangemessen sein. Gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts interagierten Philosophie und Literatur. Insbesondere näherte sich die Literatur der Philosophie an. Medium wie Resultat dieser Annäherung war die bürgerliche Kultur als ein Programm der Weltwahrnehmung und der Lebenspraxis.⁴³ In und zu diesem Programm verbanden sich insbesondere die Philosophie Hegels und der zahllosen Philosophen, die sein Gedankengut epigonal variierten, sowie die Literatur ab den 1840er Jahren. In vielfacher Hinsicht bildeten sie eine Allianz, die auch nicht untergraben wurde, wenn Literaten die Philosophie ironisierten oder Position gegen das der unzulässigen Abstraktion und der analytischen Kälte verdächtige philosophische Programm bezogen. Überschneidungspunkte gab es insbesondere bei der Vorstellung vom gelungenen Leben, das philosophisch wie literarisch als ein bürgerliches Leben entworfen wurde.

Unabhängig von der Komplexität seiner Gedankengänge enthält Hegels Werk in der positiven Besetzung von Ehe, Familie und Staat bereits eine Topik genuin bürgerlichen Zuschnitts, die nicht zuletzt eine spezifische Lebensführung propagiert. Diese Vorstellung findet sich auch in der Literatur, und zwar selbst dort, wo diese bevorzugt *Abweichungen* vom ›gelungenen‹ Leben thematisiert. Anders als die um Exaktheit bemühten philosophischen Ausführungen bleiben die literarischen Texte allerdings in hohem Maße polyvalent. Sie beziehen gewöhnlich nicht explizit Stellung zum Dargestellten und geben ihrer Erzählung keine klare Deutung mit. Zugleich fällt jedoch auf, wie sehr die Literatur zwischen ca. 1840 und 1890 in einem weiten Sinne moralisch codiert ist. In den Erzählungen werden in radikaler

Weise Fehlverhalten und biographische ›Fehler‹ sanktioniert, ohne jedoch explizit problematisiert zu werden. Insbesondere das irreversible Scheitern von Figuren in der Folge selbst scheinbar kleiner Fehlentscheidungen wird zum bevorzugten Thema. Wie eine Analyse größerer Textkorpora zeigt, entwerfen die Texte daher eine in Übereinstimmung mit bürgerlichen Konzepten stehende metaphysische Weltordnung, die schon geringfügige Fehlritte ahndet, und zwar in vielen Fällen radikal mit dem Tod oder mit Todesäquivalenten.⁴⁴

Durch ihre Moralisierung setzt sich die Literatur des späteren 19. Jahrhunderts von der wesentlich liberaler wirkenden literarischen Produktion des frühen 19. Jahrhunderts ab. Nicht zuletzt gibt es hierfür medienhistorische Gründe wie jenen, dass realistische Texte oft zuerst in Zeitschriften für ein breites (Familien)Publikum publiziert werden, deren Redaktionen auf die Einhaltung bestimmter Dzenzgesetze pochen.⁴⁵ Die Frage nach der Konvenienzehe aber betrifft die grundsätzliche Ordnung des Lebens. Ihre Verhandlung öffnet den Blick auf das Verhältnis von Literatur und Philosophie.

II. Die Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als ›bürgerlich‹ zu bezeichnen kann nur meinen, dass sie einer bürgerlichen Kultur zugehört und diese Kultur mit formt, nicht aber, dass man sie vorschnell mit der Sozialform des *Bürgertums* identifizieren darf. Weder spielt sie ausschließlich im Bürgertum noch steht sie diesem unkritisch gegenüber. Sie vermag insbesondere adelige Szenarien aufzunehmen, während sie das Proletariat, aber auch das entstehende Großkapital allenfalls am Rande wahrnimmt. Von Anfang an werden bestimmte bürgerliche Praktiken kritisiert, wobei auffällig oft ökonomische Fragen zur Diskussion stehen. Eine Praxis, die die Literatur in eindeutiger Weise *nicht* gutheißt, ist die, Ehen zu arrangieren. Elterliche Einflussnahme auf die Wahl von Ehepartnern wird insbesondere dort abgelehnt, wo diese Widerstände in der jungen Generation überwinden muss.⁴⁶ In der Literatur führen derart geschlossene Ehen stereotyp zum Unglück der Beteiligten, wie im bereits erwähnten Fall von *Effi Briest*.

Marie von Ebner-Eschenbach arbeitet in ihrem 1889 publizierten Roman *Un-sühnbar* diese Probleme klar heraus.⁴⁷ Die junge Gräfin Maria von Wolfsberg heiratet auf Wunsch ihres Vaters nicht den von ihr bevorzugten, aber schlecht beleumundeten Felix Tessin, sondern den 33jährigen Hermann Dornach. Unter Kombination von Hegelschem und Schopenhauerschem Gedankengut spricht ihr Vater allgemein über die Schwierigkeiten einer Frau bei der Wahl des Ehepartners:

[H]ier ist ein Mensch, so vortrefflich, daß eine brave Frau mit ihm glücklich werden muß. Es ist kaum anders möglich, als daß ihre Freundschaft und Hochschätzung für ihn sich allmählich zur Liebe und Begeisterung steigert.

Und dort ist ein anderer, an dessen Seite sie Enttäuschung auf Enttäuschung zu erwarten hat. Sie wird gewarnt, ahnt wohl selbst etwas davon – was hilft's? – Ein dunkler Instinkt bleibt der Herr. Das Echte läßt sie gleichgültig, und unwiderstehlich fühlt sie sich zum Falschen hingezogen.⁴⁸

An Hegel erinnern diese Worte insofern, als die Entscheidung für die Ehe der Zuneigung der Ehepartner vorangehen soll, und nicht umgekehrt. An Schopenhauer gemahnt die Furcht vor einer Ehe, die auf dunklem Instinkt basiert und unglücklich endet.⁴⁹ Der Text demonstriert im Folgenden das Versagen des ehelichen Treueschwurs und die Macht des Instinkts. Obwohl Maria ihren Mann keineswegs unsympathisch findet und meint: »Er ist ein vortrefflicher Mensch, und ich werde ihn liebhaben wie einen Bruder«,⁵⁰ kommt es zum Ehebruch, den Maria mit dem begehrten Felix Tessin – einem Mann von »dämonische(r) Schönheit«⁵¹ – begeht. Bestätigt scheinen mithin Schopenhauersche Motive. Indes ist die Auffassung, die der Text von der Ehe hat, keineswegs diejenige Schopenhauers. Denn jene Klarheit, mit der Schopenhauer die Konvenienzehe gerade deshalb als sinnvolle Ehe etabliert, weil die Ehe als Institution *insgesamt* problematisch ist, geht ihm völlig ab. Schopenhauer mag dekretieren, dass der Ehebruch »sogar von sonst redlichen und gerechten Leuten [...] rücksichtslos begangen«⁵² werde. In Ebner-Eschenbachs Text hingegen ist der Ehebruch eine fatale Sünde, in deren Folge bestehende Sozialstrukturen und Personen ausgelöscht werden. In einem exorzistischen Vernichtungswahn lässt der Roman Maria, ihren Mann und das gemeinsame Kind sterben. Übrig bleibt lediglich der aus dem Ehebruch hervorgegangene uneheliche zweite Sohn. Ausgelöscht wird auch der »alte Stamm Dornach«,⁵³ der keinen Repräsentanten mehr hat. Schopenhauers Instinktlehre wird damit entsprochen, nicht aber seiner Ansicht, wonach die von Eltern mit geformte Ehe ein Ort sei, an dem die Individuen in einer Welt der Begierden positiv beherbergt werden.

Gleicht man Ebner-Eschenbachs Roman mit der Hegelschen Position ab, erhält man das umgekehrte Resultat. Der Text hält Hegels Ehekonzept hoch und zeigt, welche fatale Folgen eine Verletzung der ehelichen Treue nach sich zieht. Er demonstriert jedoch zugleich die Schwäche der Ehe, und zwar konkret der vom Vater gewünschten und herbeigeführten Ehe gegenüber dem Instinkt. Der Text gibt Hegel Recht, wenn er meint, dass Zuneigung auch nach der Arrangierung einer Ehe und nach der Eheschließung entstehen könne. Fatalerweise erkennt Maria erst nach dem Ehebruch, dass sie durch ihren Ehemann »die Liebe kennengelernt (hat), die ewig ist«. ⁵⁴ Die Macht der Leidenschaft bricht aber in die noch junge Ehe ein und ist stärker als die auf vernünftigen Erwägungen gegründete Verbindung.

III. Nach dem Tenor der schönen Literatur sollen Eheschließungen unabhängig von Kalkülen der Eltern erfolgen. Auf den ersten Blick propagieren die Literaten also den Triumph der Liebe. Genauer besehen souffliert auch Ebner-Eschenbachs Text jedoch eine Botschaft, welche die Liebe gleichfalls in Zweifel zieht. Denn Marias leidenschaftliche Liebe erscheint von Anfang an verfehlt. Eine Liebesheirat mit Tessin hätte sie wohl ebenso ins Unglück gestürzt. So sehr die Literatur des Realismus mithin der leidenschaftlichen Liebe und der Liebesehe das Wort redet, so sehr misstraut sie der Liebe. Weit davon entfernt, die Leidenschaft zu feiern, werden die bestehenden sozialen Verhältnisse und Systeme positiv besetzt. Liebe wird dabei wie bei Hegel konsequent auf Sozialität ausgerichtet und an ihr bemessen. Der soziale ›Status quo‹ gilt grundsätzlich als alternativlos und soll auf Dauer gestellt werden. Funktional erscheint vielen Literaten die sozialisierte oder sozialisierbare Liebe, die bestehende Ordnungen perpetuiert. Es ist diese Liebe, welche die positive Seite der Dichotomie markiert. Ihr gegenüber findet sich Gedankengut, das an Schopenhauer erinnert, als – freilich ästhetisch überaus reizvoller – Störfaktor und als negative Kontrollgröße, die jedoch nicht mit demselben ontologischen Gewicht auftritt. Die hier betrachtete Literatur ist dabei einerseits vorsichtiger als Hegel, andererseits weit radikaler als dieser, prognostiziert sie doch einer sich von der Sozialität *ablösenden* oder dauerhaft *abgelösten* Liebe den Weg ins Unglück und oft in den Tod. Auch die leidenschaftliche Liebe ist in realistischen Texten erzählenswert, doch wird behauptet, dass sie *nicht lebbar* sei. Wie bei Schopenhauer hat eine ›animalische‹ Liebe keinen bleibenden Wert.

Der Begriff ›Sozialität‹ soll an dieser Stelle eine Gesamtheit von sozialen Beziehungen bezeichnen, die durch zwei Merkmale ausgezeichnet sind, die zugleich oder alternativ auftreten können. Es geht dabei um zwischenmenschliche Beziehungen, die nicht nur subjektiv und damit – wie Hegel sagen würde – ›zufällig‹, sondern substantiell bestimmt sind und einen objektiven Gehalt haben. Schlichter gesagt geht es um Beziehungen, die mit bestimmten Rechten und Pflichten belastet sind. Zweitens handelt es sich um Beziehungen, die für sich keinen extrasozialen Status beanspruchen können. Ein instinktgesteuertes, keiner gesellschaftlichen Rationalität unterworfenen Verhalten ist damit ebenso ausgeschlossen wie der Rückzug der Liebenden aus ihrer gesellschaftlichen Umwelt in eine intime ›Sonderwelt‹.

IV. Die Texte des Realismus kennen viele Wege, Liebesbeziehungen als ›sozial‹ zu erweisen. So kann Liebe aus unverdächtigen und eminent sozialen Emotionen entstehen, wie z. B. aus Mitleid. Dass sie sich »in der bescheidenen Gestalt von Sympathie, Wertschätzung und tiefem Mitleid«⁵⁵ ins Herz schleiche, erfährt man 1895 erneut bei Ebner-Eschenbach. Auch Wilhelm Raabes zweiter Roman *Ein Frühling* (1857) stellt eine entsprechende Konstellation vor. Die Protagonistin Klara Aldeck

und ihr Liebhaber Georg Leiding begegnen einander zufällig »auf der Treppe«⁵⁶ und entbrennen rasch in Liebe zueinander. Stabilisierend wirkt indes, dass Klara sich gut mit Georgs blinder Schwester Eugenie versteht, von der sie als »lächelnde[r] Engel« beschrieben wird, der »zum Trost«⁵⁷ gesandt ist.

Ein besonders deutlicher Weg der Sozialitätsdemonstration besteht in einem Erzählmodell, das man als ›Kinderliebe‹ bezeichnen kann. Hier entwickelt sich aus der gemeinsamen Kindheit eine zur Ehe führende Liebe. Es ist im Realismus auffällig verbreitet, wie die bekannten Beispiele von Theodor Storms Novelle *Immensee* (1849) oder Wilhelm Raabes *Die schwarze Galeere* (1861) belegen. Die gemeinsame Kindheit verspricht, dass die spätere Liebe sozial kompatibel sein wird. Dies wird angenommen, weil die Beziehung der Kinder zueinander selbst als ›sozial‹ gelten kann. Gewöhnlich stehen nämlich die Kinder in einem Verhältnis der Quasi-Geschwisterschaft oder der Kameradschaft. Sie stellen beruhigte, gesellschaftlich akzeptierte Verhältnisse dar, welche gerade nicht über gesellschaftliche Texturen hinausstreben, wie dies bei der leidenschaftlichen Liebe der Fall ist. Zugleich handelt es sich um Sozialbeziehungen, die mit einem bestimmten Regelwerk ausgestattet sind. Zwar führt das Versprechen der gemeinsamen Kindheit nicht in allen Texten *tatsächlich* zu einer glücklichen Ehe. Ausgerechnet in *Immensee* scheitert die Ehe auch an der elterlichen Intervention. Dennoch ist die gemeinsam verbrachte Kindheit des Paares ein Garant für die Sozialität seiner Liebe.

An dieser Stelle soll noch einmal zum Problem der von Eltern beeinflussten oder gar arrangierten Ehe zurückgekehrt werden. Die Frage ist, weshalb die Literatur gegen Hegel den Willen von Kindern und Eltern weiterhin dichotomisch organisiert, obwohl sie von der Einbindung der Liebe in die bestehenden sozialen Verhältnisse träumt. Man wird zunächst vermuten dürfen, dass eine Erklärung in der Differenz der Textsorten besteht. Der Philosophie mit ihrem Streben ins Allgemeine steht – wie erläutert – eine Literatur gegenüber, die seit dem späten 18. Jahrhundert Individualität erprobt und sie gerade im *Konflikt* der Bewährung aussetzt. Dass elterliche Wünsche gegen die Kinder durchgesetzt werden und zu Unglück führen, ist *auch* ein Nachweis für den Wert der Individualität.

Die Literatur des Realismus wendet sich jedoch nicht völlig von den philosophischen Überlegungen Hegels zur Konvenienzehe ab. Es darf daran erinnert werden, dass Hegel die Ehe deshalb positiv bewertet, weil sie sittlich ist, und dass die Konvenienzehe für ihn nur eine besonders gesteigerte Form von Sittlichkeit repräsentiert, weil sie die Zufälligkeit der Neigung oder der Leidenschaft ausschaltet. Realistische Texte zeigen nun, dass das Risiko einer tatsächlichen Partnerwahl möglichst nicht eingegangen werden soll, da diese Wahl selbst gefährlich erscheint. Sie beschreiben Formen der Liebe, die an die Konvenienzehe erinnern, insofern sie das Bild des frei wählenden Individuums verschatten. Prominent daran beteiligt ist wiederum

die Kinderliebe, bei der wenige Partner zur Auswahl stehen und die richtige Entscheidung unabhängig vom individuellen Fall vorgezeichnet ist. Sie orientiert sich nicht zuletzt an schlichten Temporalschemata. Fast immer behaupten die Texte, dass weniger die ›Einzigartigkeit‹ potentieller Partner für gelingende Verbindungen ausschlaggebend ist als die Dauer von Bekanntschaft und Freundschaft. Dabei wird Wert darauf gelegt, dass die Wahl der Liebenden als eine ›natürliche‹ Wahl erscheint, die nicht durch weitere Personen beeinflusst wird.

Die Annäherung zwischen Hegels philosophischem Modell und einer Literatur, die diesem Modell in der Frage nach dem Verhältnis von Eltern und Kindern bei der Partnerwahl völlig fremd gegenüberzustehen scheint, ist ein Hinweis auf die Komplexität der Eheanbahnung im 19. Jahrhundert. Vieles spricht dafür, dass nicht allein neue Vorstellungen der Liebe und Liebesehe im späten 18. Jahrhundert literarisch geformt werden, sondern dass auch die Vorstellung der Eltern als Andere der Liebe im späten 18. und im gesamten 19. Jahrhundert ein *literarisches Produkt* ist. Wahrscheinlich wird die suggestive Kraft der literarischen Dichotomisierung leicht unterschätzt. Dies betrifft auch historische Quellen, die nicht eigentlich der Literatur zugerechnet werden. Sie scheinen die Literatur zu *bestätigen*, weil sie selbst durch die Literatur *beeinflusst* sind.

Die Dichotomie von Elternwünschen und der Liebe ihrer Kinder bzw. von arrangierter Ehe und Liebesehe wird literarisch wie philosophisch indes nicht nur festgeschrieben, sondern auch unterlaufen. Von Hegel kann man sagen, dass er ein dichotomisches Modell bedient und es doch seiner Dramatik zu berauben versucht. Denn so deutlich er zwischen der Liebes- und der arrangierten Ehe trennt und so wenig er vermittelnde Formen zwischen beiden näher bedenkt, so sehr entdramatisiert er diese Dichotomie auch. Dies gilt einmal für sein allgemeines Lob der Ehe, vor der die Modalitäten ihres Zustandekommens zurücktreten. Weiters müssen nach ihm beide Partner der Heirat zustimmen. Auch die Literatur kennt ähnliche Mechanismen. Selbst wenn sie elterlicher Einflussnahme bei der Partnerwahl ablehnend gegenübersteht, entschärft sie wenigstens punktuell die Dramatik der Wahl in der jungen Generation. Im deutschsprachigen Realismus sucht sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Möglichkeiten, ›natürliche‹ Wege für die Erhaltung der bestehenden Sozialordnung zu skizzieren. In den textuellen Entwürfen mag sich dabei eine sozialhistorische Komplexität andeuten, welche die Literatur unsichtbar zu machen droht und von der sie doch zu wissen scheint. Reales Leben vollzieht sich weniger in klaren Alternativen als *zwischen* ihnen. Den positiven Werten der realistischen Literatur abgewandt, zeugt auch Schopenhauer von diesem Problem, wenn auch auf ganz andere Art. Seine radikale Vorstellung von Liebe als temporärer Illusion im Dienste der Fortpflanzung macht jeden Versuch zunichte, Liebe als insti-

tionalisierbar zu denken. Die Trennung von Liebes- und Konvenienzehe scheint vor diesem Hintergrund wie eine Kapitulation vor der bestehenden Ordnung, die bewusst in scharfen Alternativen beschrieben wird, um ihre *generelle* Ablehnung anzuzeigen. Trotz der Verachtung der Ehe bleibt auch Schopenhauer den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts verhaftet und wendet sie lediglich ins Negative. Die Liebeshe wird von ihm mit einer Schärfe und einem Pathos disqualifiziert, die erst im 20. Jahrhundert verfallen werden.

Anmerkungen

- 1 Thomas Mann, Buddenbrooks. Verfall einer Familie, in: ders., Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Bd. 1, Frankfurt am Main 1960, 349.
- 2 Ebd., 160.
- 3 Ebd., 219.
- 4 Vgl. Josef Ehmer, Marriage, in: David A. Kertzer u. Marzio Barbagli, Hg., The History of the European Family, Bd. 2, Family Life in the Long Nineteenth Century. 1789–1913, New Haven u. London 2002, 282–321, hier 293–296.
- 5 Philippe Ariès u. Georges Duby, Hg., Geschichte des privaten Lebens, Bd. 4, Von der Revolution zum Großen Krieg, hg. v. Michelle Perrot, Frankfurt am Main 1992, 141.
- 6 Vgl. hierzu Andreas Gestrich, Jens-Uwe Krause u. Michael Mitterauer, Geschichte der Familie, Stuttgart 2003, 492–494. Der entsprechende Trend setzt demnach um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein. Das Phänomen der Verwandtenehe besprechen u. a. auch Ehmer, Marriage, wie Anm. 4, 292–297; David Warren Sabean, Die Ästhetik der Heiratsallianzen. Klassencodes und endogame Eheschließung im Bürgertum des 19. Jahrhunderts, in: Josef Ehmer, Tamara K. Hareven u. Richard Wall, Hg., Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen. Michael Mitterauer zum 60. Geburtstag, Frankfurt am Main u. New York 1997, 157–170, bes. 158 f.
- 7 Zu den möglichen Ursachen vgl. Gestrich, Krause u. Mitterauer, Geschichte, wie Anm. 6, 494.
- 8 Mann, Buddenbrooks, wie Anm. 1, 348.
- 9 Von einem im Realismus verbreiteten eigentümlichen »Selbststerbertum« spricht Volker Hoffmann, Der Konflikt zwischen anthropologischer Extremisierung und Harmonisierung, in: Michael Titzmann, Hg., Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier, Tübingen 2002, 377–391, hier 388.
- 10 Niklas Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bde., Frankfurt am Main 1997, 987 f.
- 11 Ebd., 988.
- 12 Vgl. Gestrich, Krause u. Mitterauer, Geschichte, wie Anm. 6, 486.
- 13 Vgl. aus umfangreichem Schrifttum nur Heidi Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1982, bes. 251, 263–265, 285–288; Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt am Main 1987, 130–133.
- 14 Während Mitglieder der niederen Schichten »enjoyed a high degree of autonomy in the choice of a partner«, war die Situation gerade in den bürgerlichen Schichten restriktiver, schreibt Ehmer, Marriage, wie Anm. 4, 313. Man wird davon ausgehen dürfen, dass der Grad an Freiheit bei der Partnerwahl nicht nur schichtspezifisch, sondern auch geschlechtsspezifisch unterschiedlich groß war. Dass in einer Reihe von Fällen Männer weiteren Handlungsspielraum besaßen und Eltern ihre Einflussnahme auf die Kontrolle der Frauen konzentrieren mussten, ergibt sich nicht allein aus der Konstruktion von »Geschlechtscharakteren«, sondern auch aus dem höheren Heiratsalter von Männern wenigstens in bürgerlichen Kreisen, das oft bei ca. 30 oder noch mehr Jahren lag.
- 15 Michael Mitterauer, Entwicklungstrends der Familie in der europäischen Neuzeit, in: Rosemarie Nave-Herz u. Manfred Markelka, Hg., Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1, Familienforschung, Neuwied u. Frankfurt am Main 1989, 179–194, hier 188.

- 16 Peter Borscheid, Geld und Liebe. Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jahrhundert, in: ders. u. Hans J. Teuteberg, Hg., Ehe, Liebe, Tod. Studien zur Geschichte des Alltags, Münster in Westfalen 1983, 112–134, hier 129. Vgl. zur elterlichen Einflussnahme auf die Wahl des Ehepartners ebd., 120.
- 17 Mitterauer, Entwicklungstrends, wie Anm. 15, 187.
- 18 Vgl. Gestrich, Krause u. Mitterauer, Geschichte, wie Anm. 6, 488–504.
- 19 Vgl. Ehmer, Marriage, wie Anm. 4, 315.
- 20 Gestrich, Krause u. Mitterauer, Geschichte, wie Anm. 6, 502.
- 21 Eine Frage, die etwa auch Anne-Charlott Trepp, Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1996, bes. 44 f., stellt.
- 22 Heinrich Meier, Epilog. Über Liebe und Glück, in: ders. u. Gerhard Neumann, Hg., Über die Liebe. Ein Symposium, München u. Zürich 2001, 333–343, hier 337; vgl. hierzu auch die Ausführungen von Karl-Heinz Kohl, Gelenkte Gefühle. Vorschriftenheirat, romantische Liebe und Determinanten der Partnerwahl, in: ebd., 113–137.
- 23 Friedrich Julius Stahl, Die Philosophie des Rechts, Bd. 2, Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung, 1. Abt., Die allgemeinen Lehren und das Privatrecht, 3. Aufl., Heidelberg 1854, 431 (§ 67).
- 24 Vgl. beispielhaft nur die Angaben im von Dieter Schwab verfassten Eintrag ›Familie‹ in: Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck, Hg., Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 2, E-G, Stuttgart 1975, 253–301, bes. 288–295.
- 25 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse, in: ders., Werke, hg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Bd. 7, Frankfurt am Main 1970, 310 (§ 162).
- 26 Ebd., 311 (zu § 162).
- 27 Ebd., 310 (§ 162).
- 28 Ebd., 311 (zu § 162).
- 29 Ebd., 310 (zu § 161).
- 30 Ebd.
- 31 Ebd., 311 (zu § 162).
- 32 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik II, in: ders., Werke, hg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Bd. 14, Frankfurt am Main 1970, 188.
- 33 Und zwar nicht nur in den mit ästhetischen Fragen befassten *Vorlesungen*; vgl. auch Hegel, Grundlinien, wie Anm. 25, 311 (zu § 162).
- 34 So heißt es bei Borscheid, Geld, wie Anm. 16, 122, etwa: »So als ob kein *Zufall* existierte, heiratete man weiterhin nur einen finanziell ebenbürtigen Partner.« (Meine Hervorhebung).
- 35 Hegel, Vorlesungen, wie Anm. 32, 188.
- 36 Vgl. die Angaben bei Arthur Hübscher, Arthur Schopenhauer. Ein Lebensbild, 3. Aufl., Mannheim 1988, 85 u. 96 f.
- 37 Wobei es genauer heißen müsste: Wie *Geschlechts*liebe gedacht wird. ›Liebe‹ nämlich spielt für Schopenhauer noch in einer zweiten Hinsicht eine wichtige Rolle, nämlich als eine die Herrschaft des Willens durchbrechende Mitleidsliebe. Vgl. Christiane Bender, Der Begriff der Liebe in der Philosophie. Ein Vergleich zwischen Hegel und Schopenhauer, in: Schopenhauer-Jahrbuch 67 (1986), 192–198.
- 38 Arthur Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II, in: ders.: Die Welt als Wille und Vorstellung I und II, hg. v. Ludger Lütkehaus, München 1998, 618 f.
- 39 Ebd., 622.
- 40 Ebd., 648 f.
- 41 Vgl. zum philosophischen Hintergrund des deutschsprachigen Realismus die Übersicht bei Roy C. Cowen, Der poetische Realismus. Kommentar zu einer Epoche, München 1985, 45–55. Zur Schopenhauer-Rezeption im 19. Jahrhundert die Angaben in Max Bucher u. a., Hg., Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880. Mit einer Einführung in den Problemkreis und einer Quellenbibliographie, Bd. 1, Stuttgart 1976, 120–126; Sabina Becker, Bürgerlicher Realismus. Literatur und Kultur im bürgerlichen Zeitalter 1848–1900, Tübingen u. Basel 2003, 82–87.

- 42 Becker, Realismus, wie Anm. 41, 83.
- 43 Vgl. etwa den Sammelband von Jürgen Kocka, Hg., *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987, und zwar bes.: ders., *Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert*, 21–63, hier 42–48. Vgl. für wissenschaftsgeschichtliche Hinweise zur Kulturalisierung des Bürgertums in den Geschichtswissenschaften Dieter Hein u. Andreas Schulz, Einleitung, in: dies., Hg., *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt*, München 1996, 9–16, hier 12 f.
- 44 Beispielhaft für eine solche Analyse Friederike Meyer, *Gefährliche Psyche. Figurenpsychologie in der Erzählliteratur des Realismus*, Frankfurt am Main u. a. 1992.
- 45 Vgl. hierzu etwa Rudolf Helmstetter, *Die Geburt des Realismus aus dem Geist des Familienblatts. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des poetischen Realismus*, München 1998, 71 (auch Anm. 76 u. 77).
- 46 Wobei der Versuch der Einflussnahme *oft* auf Widerstand stößt und offenbar ein Zeichen für die Missbilligung derselben ist. Allerdings gibt es auch in realistischen Texten den Ausnahmefall der akzeptierten Einschaltung von Eltern und der ihr folgenden glücklichen Ehe. Dies ist etwa in Adalbert Stifters Erzählung *Der Kuss von Sentze* (1866) der Fall. Überhaupt zeigt Stifters zwischen den 1840er und 1860er Jahren entstandenes Werk immer wieder eine Übereinstimmung der Wünsche von alter und junger Generation.
- 47 Wobei diese Klarheit im Folgenden noch verstärkt wird und die hier gegebene Analyse der vollen Komplexität des Romans nicht gerecht werden kann.
- 48 Marie von Ebner-Eschenbach, *Unsühnbar*, in: dies., *Kleine Romane*, hg. v. Johannes Klein, München 1957, 365–530, hier 374.
- 49 Nicht zuzustimmen ist daher der Einschätzung von Karlheinz Rossbacher, *Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien*, Wien 1992, 228, wonach Ebner-Eschenbachs Werk trotz intensiver Schopenhauer-Lektüre »keinen Einfluß« des Philosophen erkennen lasse. Dass Ebner-Eschenbach sich mit Schopenhauers Gedankengut befasst hat, lässt sich u. a. mit ihren Tagebüchern belegen.
- 50 Ebner-Eschenbach, *Unsühnbar*, wie Anm. 48, 385.
- 51 Ebd., 421.
- 52 Schopenhauer, *Welt*, wie Anm. 38, 642.
- 53 Ebner-Eschenbach, *Unsühnbar*, wie Anm. 48, 503.
- 54 Ebd., 522.
- 55 Marie von Ebner-Eschenbach, *Rittmeister Brand*, in: dies., *Kleine Romane*, hg. v. Johannes Klein, München 1957, 766–851, hier 769.
- 56 Wilhelm Raabe, *Ein Frühling*, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. v. Karl Hoppe, Bd. 1, Göttingen 1965, 173–422, hier 204.
- 57 Ebd., 299.